

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 19 (1935)
Heft: 1-2

Rubrik: Aus dem Idiotikon

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichste, wohin derartige Tendenze führet", wenn in einer andern Versammlung von Akademikern einer schließt, indem er „laſcht, not liſcht“ und „beziehigwis“ oder „nichts destoweniger“ noch etwas beifügt — ist das schweizerdeutsches Quellwasser? (Schweizerdeutsch war, was in einer geistlichen Versammlung einem Hochschullehrer in der mundartlichen Aussprache über seinen Vortrag entfuhr: „Das ist e cheibe Sach“). Die meisten Vorträge und Reden werden ja zuerst geschrieben, und sobald wir die Feder in die Hand nehmen, denken wir schriftdeutsch und übersetzen es dann, wenn wir „volkstümlich“ wirken wollen, beim Vortrag vorweg in mundartliche Lautformen, aber Wortschatz, Satzbau und Stil bleiben eben doch schriftdeutsch. Mit solchem Misschmasch zwischen Mundart und Schriftsprache ist aber weder der Mundart noch der Schriftsprache gedient. Wir sind schon zu gebildet, um nicht zu sagen verbildet, um über Dinge, über die wir in Zeitungen und Büchern viel Schriftdeutsches lesen, also vor allem über Dinge des höheren Geisteslebens, noch unverfälschte Mundart reden zu können. Es gibt noch einige wenige, die das können, am ehesten Werner, aber gerade das Werner Großeratsdeutsch, das Herrn H. so gefällt, hat ein Kenner, Otto von Greyerz, schon vor dreißig Jahren verspottet. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb es dem vaterländischen Gefühl des Schweizers schaden müsse, wenn er schriftdeutsch spricht oder hört; Herr H. tut aber, wie wenn die Sprache Goethes für uns nur ein notwendiges Uebel wäre. Unsere Welschen haben sich, um Herrn Hs. Witz anzuwenden, von Paris fast vollständig „gleichschalten“ lassen — sind sie deshalb schlechtere Schweizer geworden? Und wenn ein Frankfurter, Hamburger oder Berliner unser Schriftdeutsch nicht versteht, wie Herr H. fürchtet, so hat das in den meisten Fällen ja gar nichts zu bedeuten, aber es ist wieder eine maßlose Uebertreibung, daß er es bei gutem Willen des Sprechers und des Hörers nicht versteht könne. (Dass er es für Schweizerdeutsch hält, mag als guter Witz gelten, hat aber nichts zu sagen.) Jedenfalls ist unsere Aussprache in den letzten dreißig Jahren wesentlich besser und auch für einen geistig gesunden Hamburger (und mit einem andern verkehrt hoffentlich Herr H. nicht), verständlich geworden. Ein jüngerer deutschschweizerischer Lehrer, der in der Mittelschule einen ordentlichen Deutschlehrer gehabt hat und verstanden werden will, wird auch in einer Lehrerversammlung in Hamburg oder Berlin verstanden.

Dass wir die Schriftsprache nicht entbehren können, gibt auch Herr H. zu. Wir brauchen den Anschluß an eine Weltsprache, und das ist auch die hochdeutsche Schriftsprache. Sie wird von etwa 90 Millionen Erdenbürgern gebraucht; mit ihr kommt man auch um die Welt, wenn auch nicht ganz so leicht wie mit Englisch oder Französisch. Man gibt sich in der Schweiz Mühe, einen ansehnlichen Teil des Volkes in tadeloser französischer Aussprache zu erziehen, aber sich auch nach der Schulzeit noch in Reden und Vorträgen im Gebrauch des Schriftdeutschen zu üben, soll überflüssig sein?

Und wenn man dann sagt, Holland und Dänemark seien trotz ihrer sprachlichen Selbstständigkeit in der Kultur nicht zurückgeblieben, so ist darauf zu antworten: Holland hat doppelt so viele Einwohner wie die deutsche Schweiz und einen eigenen Zugang zum Weltmeer; das letzte gilt auch für Dänemark, das zudem seine Schriftsprache mit Norwegen gemeinsam hat, was auch wieder das Doppelte zur deutschen Schweiz ausmacht. Dass es für den Erfolg ihrer Dichter eine große Erschwerung bedeutet, wenn sie

zuerst in eine andere Sprache übersetzt werden müssen (und ein Dichter möchte eben zu Mitmenschen, nicht nur zu Mitbürgern sprechen), lässt sich kaum bestreiten. Dass es umgekehrt für uns eine geistige Bereicherung bedeutet, wenn wir ohne weiteres, ohne Uebersetzungen abwarten zu müssen, am deutschsprachigen Geistesleben teilnehmen können, bestreitet nicht einmal Herr Hasler. Gottfried Keller, der kein übler Schweizer war, obwohl er von einer schweizerischen Nationalliteratur und einer deutschschweizerischen Mundartliteratur nichts wissen wollte, hat sich so ausgedrückt: „Zu einem guten staatlichen Dasein braucht es nicht mehr und nicht weniger Mitglieder, als gerade vorhanden sind; mit den Kulturdingen ist es anders; da sind vor allem gute Einfälle, so viel als immer möglich, notwendig, und dass deren in vierzig Millionen Köpfen mehrere entstehen als nur in zwei Millionen, ist außer Zweifel.“ (Diese Einwohnerzahlen sind die von 1850; meint Herr H., mit 2,9 Millionen könnte man's wagen?)

Wir fügen nur noch bei: Es gibt auch einen schweizerischen Größenwahn.

Aus dem Idiotikon.

112. Heft (Huber & Co., Frauenfeld).

Bis auf die zwei letzten Spalten des 5. Bogens, die den Anfang einer längern Artikelsreihe über die Wortsippen von Sprache und sprechen enthalten, hat in dieser Lieferung noch Albert Bachmann, der vor einem Jahr verstorben, unvergessliche Leiter des Schweizerdeutschen Wörterbuches, den Text durchgesehen und endgültig festgestellt. Wer nur als Liebhaber die schwerbefrachteten Seiten durchstöbert, verspricht sich mit Recht einen heiteren Spaß von dem, was der Volksmund vom Spaz zu berichten weiß. Dieser lärmige, pöbelhafte Geselle, dessen unverwüstliche Lebenkraft aller Verfolgung spottet, so daß in Spaß schüsse in Glarus geradezu sprichwörtlich ist für eine nutzlose, ihren Zweck verfehlende Anstrengung, erfreut sich — obwohl vielgeschmäht und der allgemeinen Verachtung preisgegeben — vielleicht gerade wegen seiner unbeirrbaren, in ihrer Ohnmacht doch so lächerlichen Frechheit einer heimlichen Liebe des Menschen. Sonst wäre ja Spaz nicht zum Rosenamen für ein Kind geworden. Das Sprichwort „Besser en Spaz i der Hand als e Tuuben uf em Tach“ ist weit über die Schweiz hinaus bekannt; dem Sinne nach steht ihm nahe: Besser e Luus im Chrut als gar e les Fleisch. Merkwürdig ist nun, daß auch solche im Gedächtnis fest verhafteten Sprichwörter sich kreuzen, wie in den folgenden Spielformen: Besser e Luus im Chrut as e Spaz uf em Tach (Sarganserland), oder: Besser e Spaz im Häfeli weder gar ekes Fleisch (Luzern). — Ueberraschende Belehrung wird uns bei spaziere zuteil. Dieses Fremdwort (aus it. spaziare) hat auch bei uns ein so ehrwürdiges Alter, wie wir es seinem heiter-sorglosen Sinn gar nicht zutrauen möchten. In der ältern Sprache wird es aber auch im Sinn von gehen, reisen schlechthin gebraucht. So schreibt Tschudi: „In selbigen Tagen fügt es sich, daß der Landvogt Geßler, als er von Uri gen Küsnach uff sin Burg spazieren wolt, durch das Land ze Schwiz rit.“ Und bei Zwingli lesen wir: „Der geist Gottes ... spaciert in ir (der hl. Schrift) so lustlich.“ Zu dieser allgemeinern Verwendung passt die noch heute übliche Formel „Spazierend Si!“ womit man einen Gast auffordert einzutreten. Ironischer Gebrauch wie in der Redensart „is Chefis spaziere“ liegt auch vor in abspaziere, einem der vielen

Scherzausdrücke für sterben, die sich das Volk erlaubt. — Aus der fast verwirrenden sachlichen Fülle, in der wir dem Wort Spitz begegnen, seien hier nur jene Spitzen erwähnt, mit denen das Lugus liebende 17. Jahrhundert prunkte, und die allen strengen Sittenmondaten zum Trotz bis in die jüngste Gegenwart beim Frauenzimmer zu Stadt und Land ein geschätzter Artikel waren. Im si. gallischen Wortau sagt man von einem scharfen Kritiker in umisverständlichem Wortspiel: „Er het Spitz feil.“ Man hört auch sonst, daß die Bewohner unserer Ostmark, wo die berühmten Stickereien und Spitzn ge- wirkt werden, nicht ungerne dem lieben Nächsten mit einem fein gedrechselten „Spitz“ (für verlebende, höhnische Ausehrung) aufwarten. Die Fügung „Eim en Spitz ge“ ist zu Hause in Appenzell, St. Gallen, Thurgau und Zürich (Oberland). Um gerecht zu sein, müssen wir allerdings erwähnen, daß diesem geschlossenen Gebiet, wo Spitz in der Bedeutung Stichelwort vorkommt, ein ebenso einheitliches gegenübersteht, wo ein gleichbedeutendes Spätz und das zugehörige Tätigkeitswort spätzle herrschen: Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Bern (Ringgenberg und bei Gotthelf). — Wenn wir's nicht schon wüßten, so könnten wir es hier erfahren, wie bescheiden, ja geringshäig das Volk oft von seiner eigenen Sprache denkt. Natürlich geht man in der vielsprachigen Schweiz nicht achtlos an der Mannigfaltigkeit der Mundarten vorüber. Das beweisen Feststellungen wie: Er ist en Appenzeller, me kennt en a der Sprooch; a der Sprooch a isch er e Glarner. Man vergleicht und wertet diese Sprachen auch, nicht selten zu Ungunsten der eigenen. „D Innenschwizer hei e schööni Sprooch“, findet ein Basellandschäftler. Die Pommater bezeichnen ihre Mundart als „leidi Spraach“. Nicht zu überbieten ist aber das sprachliche Minderwertigkeitsgefühl dort, wo man in die Fremde, natürlich ins Welschland, gehen muß „go d Spraach ler(n)e“ (so besonders in Bern, aber auch in Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Schaffhausen und anderwärts). Französisch ist einfach „d Spraach“. Eine kostliche Stelle bei Gotthelf beleuchtet diesen eigenartigen, ein bißchen betrüblichen deutschschweizerischen Standpunkt: Ein Bursche kommt zum Herrn Pfarrer und bittet um seinen Heimatschein; er wolle „ga d Spraach leere“. Der Pfarrer, verwundert, sucht ihm begreiflich zu machen, daß er doch sprechen könne, und daß seine Rede doch auch eine Sprache sei. Das ist dem Burschen etwas Neues; er hat nicht gewußt, „daß das, wo me redt, o ne Spraach sig... I ha geng nume vo eire ghöört, vom Wälsch“. Und fürwahr, wie könnte einer auch Anspruch auf Bildung machen, wenn er „d Spraach nit cha“, nicht Französisch spricht? Zu welchem Gipfel der Kultur schaut da das Volk der Hirten sehnfütig auf!

W. Cl.

Allerlei.

Karriere. (Aus dem Nebelspalter.) Redaktor Tschümperli besorgte die Schriftleitung des dreimal wöchentlich erscheinenden „Himmelberger Anzeigers“ schlecht und recht und wäre wahrscheinlich bis zu seinem seligen Ende in dieser Stellung geblieben, wenn er nicht eines Tages einen Einfall gehabt hätte. Nicht daß er über die verschiedenen „Fronten“ losgezogen oder über die „Freigeldbewegung“ gewettet hätte. Nein. Er änderte einfach seine Schreibweise.

Was er früher als verfehltes Vorgehen einer Partei getadelt hatte, nannte er heute „deroutierte Taktik“, eine vorzügliche Wiedergabe bezeichnete er in Zukunft als

„stupende Interpretation“, statt „Gleichschaltung“ wandte er das Wort „Homogenität des Denkens“ an, warf mit „totalitärem Staat“ und „vitalem Interesse“ um sich und umschrieb einen magern Vergleich mit „adäquatem Kompromiß“.

Heute ist Tschümperli Inlandredakteur an einem führenden Blatte, Mitglied des Nationalrates und soll demnächst den „doctor honoris causa“ einer schweizerischen Universität erhalten. — Ratus.

Wissenschaftlich, nicht zu volkstümlich! In der Dezembernummer 1933 des „Kosmos“ ist folgendes zu lesen: Ein dem Einsender befreundeter Arzt reichte der Schriftleitung einer bekannten wissenschaftlichen ärztlichen Zeitschrift vor nicht gar langer Zeit einen Aufsatz ein, erhielt ihn aber zurück mit dem Bemerk, er habe den wissenschaftlichen Ton nicht so recht getroffen, der Aufsatz sei zu volkstümlich abgesetzt. Also ersetzte er wo immer es ging, die deutschen Ausdrücke durch Fremdwörter und reichte die sonst unveränderte Arbeit der gleichen Zeitschrift wieder ein. Und siehe da: nun war die Niederschrift „wissenschaftlich“ genug, nun wurde sie angenommen.

Als Kostproben eines wissenschaftlich einwandfreien Deutsch werden dann folgende zwei Beispiele gegeben:

„Nach unserer Theorie erscheint die protektive Wirkung des Rindenhormons der Nebenniere auf die Geschlechtscharaktere geknüpft an die Tendenz, das bestehende konstitutionelle Prävalenzverhältnis der Geschlechtsfaktoren zum Teil zu Gunsten des überdeckten latenten Faktors im Sinne eines Dominanzwechsels zu verschieben.“

„Ich fasse zusammen: daß bei der Allergie neben den exogenen Faktoren, den Allergenen, zur Manifestation der gleichwertige endogene Faktor der Personen mit ihrer Disposition und Kondition gehört.“

Dann ein weiteres Beispiel aus einem ganz anderen Gebiet. Eine neue Kirche in Dortmund wird u. a. mit folgenden Worten beschrieben: „Die eigentliche Aufgabe sakraler Aktivierung dieses Formprinzipes ist die Materialisation des Transnationalen in der Inkarnation des Nationalen.“

Jetzt wissen wir's. Nämlich wo in der Schweiz der gewöhnliche Mensch aufhört und „der bessere Herr“ beginnt. Die Grenze liegt, dem demokratischen Wesen der Schweiz entsprechend, ziemlich niedrig, nämlich beim Preise von 2 Fr. und 75 Rp. für ein Gesellschaftsmittagessen im Hotel Rigi-First. Seine Preisliste belehrt uns: wer billiger ist, also für 2 Fr. 50 Rp., für 2 Fr. oder gar nur für 1 Fr. 50 Rp., gehört zu den gewöhnlichen Deutschschweizern und erhält ein deutschsprachiges „Menu“ (immerhin ein Mönü!), auf dem so gewöhnliche Sachen stehen wie Erbsensuppe, Bratwurst, Hörnli, Kartoffelsalat. Bei 2 Fr. 50 Rp. bessert es schon ein wenig, dem besseren Stand entsprechend: da gibt es nach der Flädlisuppe bereits Roastbeef braisé und nach dem Kalbsbraten schon Crème Parisienne. Aber ganz fein, nämlich ganz französisch, wird es doch erst von 3 Fr. an: die Suppe ist Potage oder Consommé geworden; was für zweieinhalf Franken noch Schweinscarré hieß, heißt jetzt Carré de Porc rôti; die einfachen Kartoffeln haben sich zu Pommes natures (!) hinauf entwickelt und der Salat zu Salade. Berner Platte oder Speck mit Bohnen gibt es nicht, weil das unter 3 Fr. nicht zu haben ist, aber Plat bernois und Haricots au lard. — Wir danken dem Hotel Rigi-First für diese einfache und doch geistreiche Verbindung der Sprachenfrage mit der sozialen. „Lern' dieses Volk von Wütern kennen, Knabe“!